

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstich 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

„Mit teuflischer Ruhe kündete uns Freiherr von Rawen unser Schicksal in Gegenwart seines Sohnes an, der auf seinen Befehl Theil an der Sitzung nahm, benachrichtigte uns davon, daß das Rescript noch in selber Stunde an die Behörde abginge, die Commission binnen acht Tagen zum Urtheilspruch in Tannenbergen sich versammle, er als Patron jede Bitte, jede Entschuldigung zurückweise, auf die durch's Gesetz verhängte Strafe bringen würde — und wir daher binnen vier Wochen spätestens Tannenbergen zu verlassen hätten! — Gräfin Blanka nur war davon ausgenommen, sie war verreist — erst zurückgekehrt, als Anatole den zweiten Tag im Stifte. — Sie mögen sich die Wirkung dieser Erklärung unseres Patrons vorstellen! es war ein Donnerschlag für uns Alle — eine ewige Schmach für unser Stifte, denn — völlig entstellt wäre ja die so einfache Thatsache in der Welt berichtet und — wir sicher des Schlimmsten beschuldigt worden! Vermögen Sie nun auch sich unsern Schreck, unser Entsetzen vorzustellen — den Jammer, — die Verzweiflung der ahnen- und tugendstolzen Verwandten Esfridens, können Sie sich nicht denken, weil Sie diese Damen nicht

kennen. — Erst waren diese beiden Fräuleins von Rhodau völlig zerschmettert — dann außer sich und nicht zu beruhigen! Hatte mir der arme Anatole schon leid gethan bei dem Schurkenstreich seines Herrn Vaters — wie beklagte ich ihn erst bei den sinnlosen Anschuldigungen der Fräulein von Rhodau, den Thränenströmen der guten Zwillinge und der stillen Ergebung von uns Andern. Nie werde ich sein todesbleiches Antlitz, die unnatürliche Ruhe seiner Stimme vergessen, mit der er vortretend, fragte: „Vater, was kann ich thun, Deinen Entschluß zu ändern und von diesen Damen solch schmachvolles Geschick abzuwenden?“ Sicherlich wußte der arme Junge schon bei der Frage, wie die Antwort lauten würde, denn als sein Vater ihn bei Seite zog und einige Worte mit ihm sprach, wurde er nicht bleicher, noch malte sich Ueberraschung in seinen Zügen. — Nach kurzer Besprechung mit Anatole trat der Freiherr wieder zu uns und sagte verbindlich: „Es freut mich, meine Damen, daß mein Sohn handelt wie ihm zukommt; er wird sich ferner hoffentlich auch Ihnen gegenüber als Ehrenmann bewähren und binnen drei bis vier Monaten denke ich, Ihnen auf mein Wort zu versichern, daß meine Anklage unterdrückt wird, Sie unangefochten Ihre Stellungen behaupten können und die ganze Sache von mir vergeben und vergessen ist. — Bis zu jenem Zeitpunkt bitte ich Sie aber nichts zu fürchten, Ihr Schicksal liegt in den Händen meines Sohnes und Anatole von Rawen wird sein Renommee als Cavalier ebenso wenig auf's Spiel setzen, wie einen Augenblick seine Pflicht gegen Tan-

nenbergens achtungswerthe Bewohnerinnen vergessen, die sein jugendlicher Leichtsin in die schlimmste Lage gebracht.“

„Anatole hat uns in kurzen ergreifenden Worten um Entschuldigung, diese Scene veranlaßt zu haben und verließ dann mit seinem Vater Tannenbergen. Der alte Freiherr hatte mit keiner Sylbe nach Benedetta's Ergehen gefragt und sie lag doch noch im wildesten Delirium, als er und Anatole über ihr Geschick entschieden. — Ob Benedetta die Sache durch Anatole oder eine unserer Damen erfahren, — ich weiß es nicht. Ich sprach nie mit ihr darüber; obschon sie mich einige Male darnach fragte — ich habe nur seit der Zeit darauf gefonnen, dem alten Freiherrn seine Rist zu vergelten und ihn zu seiner Einwilligung zu Anatoles und Benedetta's Verbindung zu zwingen. Sicherlich führt er jetzt den Hauptstreich gegen die Liebenden im Schilde, denn seit vierzehn Tagen ist sein Jugendfreund, der Graf Warnemünde mit seiner sechs- zehnjährigen Enkelin bei ihm zum Besuch und dieses Mädchen, ein Engel an Schönheit, die Universalerin eines enormen Vermögens, ist wohl die seinem Sohne bestimmte Braut.

„Kann ich nur in Erfahrung bringen, daß ein zweiter Sarg im Gewölbe, unter dem schwarzen Zimmer steht, so lasse ich unsern Herrn Stifts-patron zu mir bescheiden und was ich ihm sage, soll und wird ihn mehr entsetzen als damals uns wehrlose Damen sein Höllenprotokoll und die Aussicht auf so schimpfliche Entlassung. Durch meine alte Wärterin, die hier im Dorfe Rawensbergen an einen Tischler verheiratet war, dessen Schwester im Herrenhause diente, habe ich nicht allein all das erfahren, was ich Ihnen bisher von dem Freiherrn und seiner Familie erzählt, sondern auch Folgendes, an das ich meine Hoffnungen für Anatole und Benedetta knüpfe. Diese Wärterin war wie so viele Weiber in Dörfern ein Wunderdoctor und zog ihre Heilmittel aus Kräutern, die sie hauptsächlich auf dem Rawensberge sammelte. Bei diesem Kräuter-suchen, das altem Aberglauben zu Folge nur nach Sonnenuntergange und theilweis bei Vollmondschein an Abenden und in Nächten stattfinden mußte, sah sie häufig Judith und den Grafen Blankenburg. Beide interes-sirten sie und als Winter und Frühjahr vergingen, ohne daß je Einer wieder auf der Berghöhe zu sehen, noch Judith an ihrer Hütte vorüber kam, schlich sie sich eines Tages in's Herrenhaus und erfuhr dort die Vorgänge, hörte, daß die schöne Tochter gefangen gehalten würde, — in ganz anderer Haft als alle Mägde

und Diener, die doch mindestens im Umkreis des Castells gehen durften. Wie freute sich daher meine Alte, als eines Tages zu Beginn des Sommers die Nachricht zu ihr drang, die schöne Judith sei entflohn. Nun sah sie auch fortan wieder manchmal den Grafen Blankenburg Abends in der Ruine, sah ihn dort unter verfallnen Schuppen sein Pferd anbinden und eilends den Abhang hinabgehen. Wohin? — sie hat's nie erfahren. Einmal, als sie ihn auch gesehen, ist sie bei bereits tief einbrechender Nacht auf dem Heimwege in's Dorf dem alten Freiherrn und seinem Sohne begegnet, welcher letzterer todesbleich bei ihrem Anblick geworden. — In dieser selben Nacht ist das Pferd des Grafen schaumbedeckt, am ganzen Leibe zitternd, ohne seinen Herrn nach Schloß Varenholt zurückgekommen, — der Graf seitdem verschwunden gewesen! — In der Nacht nach jener hat sie ihren Mann heimlich, in verschlossener Werkstatt an einem Sarge arbeitend gefunden, zwei in Nonnentracht verhüllte Gestalten, in denen sie trotz der Verkleidung Männer erkannt, haben diesen Sarg ebenfalls Nachts aus ihrem Hause geholt und als die Neugier sie angetrieben ihnen zu folgen, hat sie nicht allein in dem Einen den alten Freiherrn erkannt, sondern auch gesehen, wie Beide damit hinter der Mauer des Stiftsgartens verschwunden. — Kaum daß ihr Mann erfahren, was sie Alles gewußt, hat er ihr mit Todtschlag gedroht, wenn sie rede —, ihr ein Leben der Freude in Aussicht gestellt, wenn sie schweige. Sie hat natürlich Letzteres vorgezogen und ihr Mann wenige Tage darauf mit ihr das Dorf und jene Gegend verlassen, sich in ferner Provinz des preussischen Landes ein kleines Landgut gekauft. Da haben sie, wie ich vermuthete, so lange in Glück gelebt, bis er sich dem Trunke ergeben, in diesem Zustande verunglückt ist und sie aus Schmerz über seinen Verlust im Rausche Vergessenheit gesucht. — Nur wenn die alte Person im höchsten Rausche war, sprach sie in einzelnen Andeutungen von dieser Geschichte; fragte ich sie im nüchternen Zustande nach diesen Thatfachen, hinter denen ich ein Verbrechen vermuthete, so schwor sie sich bei Gott und allen Heiligen, Nichts von so „etwas Furchterlichem“ zu wissen, nannte ihren Seligen ein „unschuldig Lamm“, sich selbst eine „Taube“, die Niemand zu nah treten würde. Da nun ihre Trunkenheit mit der Zeit zunahm, hörte ich öfter von der dunkeln Geschichte als mir lieb war und nur wenn sie von Judith und dem Grafen Benno sprach, lauschte ich mit Vergnügen ihren Schilderungen. Wie wirr und unzusammenhängend auch all' ihre Angaben über jene Nacht,

wo sie dem alten Freiherrn und seinem Sohne am Ravensberge begegnet, sie haben mir doch genug Material zur Anklage geliefert und finden Sie nur morgen im Gewölbe den zweiten Sarg, so daran sicherlich auch noch ein Zeichen, das mir die Hauptwaffe gegen den alten Sünder in die Hand giebt. Habe ich diese aber, soll sie nur zu guten Zwecken benutzt werden; ich will ihn nicht vor ein öffentliches Strafgericht ziehen, sondern nur mit einer Drohung seine Einwilligung erlangen. Ist das erreicht, habe ich zu gleicher Zeit Rache an Gräfin Blanka genommen, an ihr, die eine Todfeindin Benedetta's — schon deshalb, weil das Kind eine „Raven“ ist.“

„Gräfin Blanka Benedetta's Feindin?“ rief ich überrascht, „weshalb?“

„Davon später — jetzt erst die Beweise dafür. Seit des jungen Mädchens Eintritt hier in's Stift hat Gräfin Blanka sie nicht außer Augen gelassen, ihr ewig nachspionirt. Eines Morgens trat ich mit Benedetta in den Salon, wohin der Diener die Posttasche gebracht. Wir fanden Gräfin Blanka, die sonst nie um die Stunde im Salon, dort anwesend und so eifrig den Beutel untersuchend, dann einen Brief von allen Seiten betrachtend, daß sie uns nicht hörte. Als wir näher kamen, wandte sie sich hastig und erschrocken nach uns um, dann sich fassend, überreichte sie Benedetta mit scheinheiliger Freundlichkeit jenen Brief und als das arme Kind zitternd, erröthend zu Boden blickte, sprach sie mit einem Ton, dessen Güte und Milde mich, die alte erfahrene Clarissa beinah getäuscht hätte: „Warum nur erschrocken und nicht erfreut, denn dieser Brief ist doch gewiß vom jungen Baron von Raven! lesen Sie ihn ruhig, liebes Kind, da nur Ihre Freunde ihn gesehen.“ Wie bewunderte ich die Kleine, als sie den Brief auf den Tisch legte und traurig aber entschieden sprach: „Die Aebtissin wird ihn zurückschicken.“

Gräfin Blanka sah Benedetta bei diesen Worten so forschend an, daß sie mir zuwider wurde mit ihrem spionirenden Wesen. Ich verachtete sie aber, als ich ihr eines Nachmittags, wo Benedetta mit den übrigen Damen ausgefahren war, in dem Augenblick begegnete, als sie aus des jungen Mädchens Zimmer trat. Nie um eine Ausrede und Lüge verlegen, entschuldigte sie ihre Indiscretion mit dem Wunsche ein Buch zu lesen, das Baronesse Benedetta aus der Bibliothek genommen. Benedetta's Dienerin aber, die im Schlafkabinet nebenan gewesen, verrieth mir, daß die „weiße Gräfin“ den ganzen Schreibtisch der Kleinen durchstöbert, selbst den Papierkorb nicht untersucht gelassen und jedes Blätt-

chen darin durchlesen. Das Alles hat mir Gräfin Blanka verdächtigt und ich fand bald an ihr die alte Wahrheit bestätigt, daß wer einmal die Hoflust geathmet, — an Intriguen und Machinationen seine Freude gefunden, Zeit seines Lebens ein Ränkeschmied und gefährliche Person bleibt. Unsere Gräfin, die so stolz und tugendhaft aussieht, ist nun außerdem eine gefallene Heilige; und Solche, die in Leichtsinne ihre Jugend verändelt, Ziele nicht erreicht und anstatt Ehren — Schmach eingearbetet, all die sind neidisch auf Jene, denen das Schicksal Glück bietet und zerstörend suchen sie einzugreifen, wo sie Gutes sich an Gutes fügen sehn. O hätte die weiße Gräfin keine so dunkle Vergangenheit, wär' ihr gelungen, sich die Fürstenkrone auf's schöne Haupt zu setzen, was sie wahnbethört im stolzen Jugendmuth erträumt — vielleicht — wär sie dann auch anders, nicht so wie jetzt — vielleicht suchte sie dann liebende Herzen zu einen, anstatt — zu trennen.“

„Das that sie doch nicht! war's doch grade sie, die Esfricens Glück schuf!“

„Um — das war eine Laune, eine ihrer Capricen — sie steckt voll Seltsamkeit und Widersprüchen; auch macht es ihr wohl noch mitunter Vergnügen, zu erproben, wie weit ihre Macht über ein Herz geht, das einst ihr mit jedem seiner Pulschläge angehörte.“

„Meinen Sie das des Fürsten?“

„Gewiß! sie war seine Geliebte, jenes schöne Hoffräulein, Blanka von Auen, die er zum Entsetzen seines Vaters heirathen wollte. Ich sagte Ihnen schon vorher, daß man Fräulein Blanka auf möglichst gute Weise vom Hofe zu entfernen gedachte; doch daß der Sohn des Freiherrn von Raven für die Partie gedankt. So schickte sie denn die tugendhafte Fürstin eines Tages sans façon aus der Residenz und dem Lande, wie es hieß nach Italien und Jarna verkündete, daß sie dort einem Knaben das Leben gegeben und aus Kummer über des Erbprinzen Untreue, die in seiner standesgemäßen Heirath bestand, — gestorben sei. Daß dies letzte Gerücht ein falsches, ahnte ich, als ich die Art und Weise hörte, wie Gräfin Blanka hier in's Stift gekommen, als ich ihre ewigen Mummereien sah, durch welche sie die Leute zu täuschen suchte. Gewißheit über meine Vermuthungen habe ich aber seit dem Tage Ihrer Ankunft, wo Fräulein Agnes und ich hier vom Zimmer aus Gräfin Blanka Nachts an der Seite eines jungen Mannes sahen, mit dem sie im Garten umherging. Dieser Herr ist ihr Sohn und eigentlich ihr's, wenn man die Sache recht bedenkt, zum Todtlachen,

daß im hochadligen Fräuleinstift zu Tannenbergen, wo man verbrieft Acten über seine Sittenreinheit beibringen muß, Eine sich eingenistet hat, die einst der Paria der Gesellschaft war.“

„Nein, nein, Sie irren!“ rief ich bestimmt, indem ich mir das Bild Gräfin Blanka's in seiner ganzen Würde und Hoheit vergegenwärtigte.

„Irren?“ wiederholte Fräulein Clarissa hohnlachend, „nun das ist stark nach allen angeführten Beweisen! Nein, nein, Theuerste, ich irre nicht und glauben Sie nur, die weiße Gräfin hat nichts Veringeres im Sinn, als für ihren Sohn die Verbindung mit einer Familie zu erstreben, welche ihr einst die Schmach angethan, sie auszuschlagen. Um zu ihren Zwecken zu gelangen, wird sie sich abermals des Fürsten bedienen und mich soll's wundern, ob sie nicht für ihren Sohn und Benedetta sich das andere Besizthum des Grafen Blankenburg erbittet. O warten Sie nur bis zur Hochzeitsfeier unserer Damen. Da werden Sie sehn, wie groß noch die Macht der weißen Gräfin über das weiche Herz unseres guten Fürsten ist und hören Sie, daß sein erster Weg zu ihr ist, er Stunden lang, bis zum Anbruch des neuen Tages, in ihren Zimmern bleibt, dann werden Sie vielleicht nicht mehr zweifeln, sondern glauben, daß Die, die Sie so stolz, so unnahbar finden, die glühende Blanka von Auen, die Geliebte seiner Jugend ist.“

„Auch dann nicht!“ sagte ich entschieden.

„Wie?“ rief Fräulein Clarissa heftig, „nun so schütz' Sie Gott sammt Ihrem Vertrauen auf die Menschen.“

„Ja, das mag er mir erhalten!“ entgegnete ich ernst, „denn nur damit bleibt man bewahrt vor dem Unrecht, der Sünde, seine Mitmenschen anzuklagen und blindlings zu verdammen.“

„Blindlings?“ rief sie, sich mehr und mehr ereifernd, „das wagen Sie blindlings zu nennen, wo Alles für meine Behauptungen, Nichts dawider spricht; doch ich glaube, ich bin verrückt, daß ich darob in Zorn gerathe! weiß ich denn nicht aus langer Erfahrung, daß es Menschen in der Welt giebt, die blind mit sehenden Augen — taub mit hörenden Ohren sind; — nun gut, Sie gehören zu diesen; ich aber —“ setzte sie aufstehend und forthinkend hinzu: „ich, meine Liebe, zähle mich zu der Klasse der vernünftigen Leute, zu denen, die — um diese Stunde spätestens zu Bett gehen! — gute Nacht.“

Achtes Capitel.

„Gute Nacht!“ Der Wunsch wird uns so oft im Leben zugerufen, ohne daß die Nacht eine „gute“ ist, die ihm folgt. Hatte auch Fräulein Clarissa Recht und fürchtete ich mich sonst durchaus nicht vor einem Sarge, so spielte doch diese letzte düstere Behauptung eines oft so lichten Lebens keine unbedeutende Rolle in meiner Phantasie, als ich mit dem Glockenschlage der Mitternachtsstunde ihr Gemach verließ und auf den weiten, in tiefster Finsterniß liegenden Vorplatz trat. Bis zu meinem Zimmer hatte ich von dort aus so ziemlich das halbe Stiftsgebäude zu durchwandern und ihrer Vorliebe für die Dunkelheit dankte ich das Vergnügen, im Finstern umhertappen zu müssen.

Wäre jene weite Vorhalle im Parterre des Hauptgebäudes oder die breite Treppe, welche ich endlich glücklich erreichte, das bewußte Gewölbe gewesen, Fräulein Clarissa hätte mit dem, was ich erblickte, zufrieden sein können, denn von ihrem Zimmer aus sah ich im Geiste ihre beiden gewünschten Särge und diese düstere Wohnungen des Todes tanzten auf der ganzen Treppe wie Irrlichter vor mir her und empfingen mich selbst oben auf der Hausflur.

Trotz aller Vorliebe für Romantik, meiner großen Leidenschaft für: alte Häuser, ehemalige Klöster u. s. w., Orte aus vergangenen Zeiten, fühlte ich mich doch in der Nacht, im Vollgenuß der höchsten Romantik, nichts weniger als wohl und grollte selbst meinem Lieblinge, dem Monde, daß er so klar hinter den vergitterten Scheiben jenes schmalen hohen Fensters im Seitenflügel stand und mit hellstem Licht überstrahlte, was hier seit Jahrhunderten unverändert geblieben.

In dieser hellen Beleuchtung entschwandten mir zwar jene dunkeln Särge völlig, aber statt dessen erschloß sich dem Auge der Phantasie jede Thür der ehemaligen Klosterzellen und lebend traten sie plötzlich vor mich hin, all die Geister der abgeschiedenen Nonnen und ich sah in langsam schauerlichem Zuge an mir vorübergleiten die Gestalten Derer, aus deren bleichen ernstern Gesichtern ich im Salon so oft die Geschichte ihres Lebens — ihres Leidens heraus zu studiren versucht.

Wie froh war ich daher, als ich endlich angelangt an der Thür meiner Stube, hinter mir hatte alle Schrecken des eben unheimlichen Ganges, nun eintreten konnte in einen Raum, wo Licht augenblicklich zu verschrecken vermochte all die lästigen Trugbilder einer aufgeregten Phantasie, wo ich umgeben von Dingen

war, die keine Spur mehr trugen von all den romantischen Reizen ferner Zeiten. — Und ich zögerte wahrlich nicht sie zu öffnen diese Thür, die mich in der nächsten Sekunde befreit von Allem haben konnte, das in den vergangnen Minuten meine Angst, mein Schrecken gewesen! — — — Befreit haben konnte! — nicht in Wahrheit befreite, ja, Das war's! denn — diese Thür ließ sich nicht öffnen — die Nacht nahm keinen guten Anfang! — Wie sehr ich mich auch bemühte in mein Zimmer zu bringen — vergeblich! — der Schlüssel drehte sich willig nach Rechts — nach Links — öffnete aber nicht das Schloß. Erschrocken, rathlos stand ich da — zweierlei überlegend, um zur Ruhe zu kommen. Das Erste: hinab gehen, eine der Dienerinnen wecken, das Zweite, in der Zelle: „Lebewohl Ottokar!“ zu übernachten. Letzteres war jedenfalls das Kürzere, denn die Zelle lag nebenan, war nie verschlossen und hatte nichts Furchterregendes für mich. So trat ich denn da ein. Hell erleuchtet lag der kleine Raum im Mondeslicht vor mir so hell, daß ich klar das Antlitz der Madonna sah, noch deutlicher das kleine schwarze Crucifix an der weißen Wand, das den letzten Gruß eines treuen Herzens trug. Wie still und friedlich auch Alles rings um mich her, in Herz und Sinn wollte lange keine Ruhe kommen und aufgeregt voll dunkler peinigender Ahnung, daß sich noch irgend etwas Außergewöhnliches ereignen würde, trat ich an's Fenster. Der Blick in den tiefen Frieden der Nacht brachte mir auch keinen Frieden und in der Hoffnung, daß die freie Luft mir gut thun würde, öffnete ich endlich die Fenster. Kühkend, frisch und balsamisch wehte ein leichter Wind mich an und gern würde ich mich hinausgelehnt haben über die Brüstung, wenn das Eisengitter vor dem Fenster solches nur einigermaßen gestattet. Hinabschauend auf die vom Mondlicht überstrahlte Landschaft, gedenkend all Dessen, was dieses kleine Thal umschloß, was es bereits erlebt, was ihm vielleicht in nächster Zeit schon an außergewöhnlichen Ereignissen bevorstände — zurück auf die Vergangenheit Tannenbergens — hin in seine Zukunft blickend störte mich plötzlich ein Geräusch. Kreischend bewegte sich eine Thür in verrosteten Angeln, rauschend hogen sich Zweige an den dicht verwachsenen Gebüschern unter dem Fenster, leise redeten Stimmen miteinander.

„Gute Nacht und geleit' Sie Gott!“

„Kein Lebewohl? — o, so haben Sie denn meine Bitte erhört und ich darf noch einmal wiederkommen!“

„Nein! es bleibt bei Dem, was ich gesagt —

heut das letzte Mal auf diesem Wege und Trennung zwischen uns für immer!“

„Nicht so! nicht ewige Trennung! ich fleh' noch einmal darum; — dringender als zuvor.“

„Und doch vergebens. — Meine Entschlüsse sind unumstößlich. Sie werden an's Ziel kommen, Venedetta die Ihrige nennen, ohne mich wiederzusehn. Leben Sie wohl — recht wohl und mag Gott Ihnen Ihr Glück erhalten, das ich fähig bin für Sie und das Kind, das ich so liebe, zu erreichen.“

„So will ich mich denn fügen und zum „letzten Lebewohl“ Ihnen den letzten heißen Dank meines über-vollen Herzens sagen, — einen Dank, der erst enden wird mit dem letzten seiner Pulsschläge. Leben Sie wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

S e u i l l e t o n .

(Ein Dosen-Geschichtchen.) Der verstorbene Vicelkönig von Egypten, Said-Pascha, ließ bei seiner letzten Anwesenheit in Paris kurze Zeit vor seiner Abreise einen der Hofsjuweliere kommen und sprach folgendermaßen zu ihm:

„Mein werther Herr, ich möchte hier gewissen Personen, die sich freundlich gegen mich gezeigt, ein kleines Andenken zurüchlassen. Kann ich wohl bei Ihnen achtzehn Stück goldene Dosen mit Diamanten besetzt, zu etwa 4000 Francs das Stück, haben?“

„Hoheit,“ lautete die Antwort des Juweliers, „ich habe augenblicklich nur sechs solcher Dosen vorräthig. Wenn Sie jedoch diese zunächst vertheilen wollten, so würde ich Ihnen einige Tage nachher weitere sechs Stück und noch einige Tage später die letzten sechs liefern können, so daß in etwa einer Woche alle achtzehn Bewunderer Ihres Genies in den Besitz des ihnen zugebachten Präsents gelangen würden.“

„Ganz gut, schicken Sie mir also die ersten sechs.“

Die sechs Dosen, welche sehr schön gearbeitet waren, wurden gebracht und mit verbindlichem Handschreiben an das erste Drittel der Auserwählten vertheilt. Nach Verlauf weniger Tage fand sich der Juwelier mit dem zweiten halben Duzend ein und bemerkte Sr. Hoheit, daß er ihm kurz nach stattgefundenener Vertheilung desselben auch die letzten sechs Stück liefern zu können hoffe.

Die sechs Dosen wurden sechs anderen Glücklichen zugesandt und es währte gar nicht lange, so erschien der Juwelier abermals mit der letzten Lieferung, an der jedoch ein Stück fehlte: es waren nur fünf!

„Ich bin zufrieden mit Ihnen, mein Herr,“ sagte der Vicekönig „und die Herren, welche ich mit den Dosen bedacht, scheinen es ebenfalls zu sein, denn ich habe von Allen, bis auf Einen, sehr herzliche Dankschreiben erhalten.“

„Bis auf Einen, sagen Ihre Hoheit?“

„Ja, mein Secretär hat mir erzählt, einer der betreffenden Herren sei augenblicklich von hier abwesend und werde erst nächsten Sonntag zurückwartet. Aber Sie bringen mir ja nur fünf Dosen anstatt der zugesagten sechs? Das ist mir unangenehm, denn ich wüßte in der That nicht, wen ich von meiner Liste streichen sollte.“

„Sagten Ihre Hoheit nicht, daß der betreffende Herr Sonntag zurückkomme?“

„Ja, und Samstag reise ich schon ab.“

„Nun so haben Ihre Hoheit nur die Güte, mir die Adresse dieses Herrn zurückzulassen, künftigen Montag oder spätestens Dienstag werde ich ihm die Dose in Ihrem Namen zusenden.“

„Sie glauben also bis dahin die achtzehnte Dose noch schaffen zu können? Das heißt sie muß genau ebenso sein wie die übrigen, damit kein Reid entsteht.“

„Hoheit können sich fest darauf verlassen, daß die Dose ihren Vorgängerinnen gleichen wird, wie ein Ei dem andern.“

„Nun gut, ich rechne darauf. Lassen Sie sich inzwischen von meinem Secretär Ihre 72,000 Francs auszahlen. Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen, mein Herr!“

Allen sonstigen reisenden Vicekönigen, Prinzen oder andern erlauchten Personen, welche in der Folge etwa nach Paris kommen und vor ihrer Abreise von dort goldene Dosen mit Diamanten besetzt zu vertheilen gewillt sein sollten, diene zur Nachricht, daß der besagte Hofsjuwelier, dessen Firma wir leider nicht nennen dürfen, wieder ein vollständiges halbes Duzend solcher Dosen, so gut wie neu auf Lager hat! —

(Ein neuer Abraham a Sancta Clara.) In Paris verstehen es die frommen Väter auch wohl, ungeschminkte Wahrheiten zu sagen und die Präntensionen ihrer eleganten Zuhörerinnen zu geißeln; wir bringen als Beispiel hiervon eine Stelle aus einer Fastenpredigt, die kürzlich ein berühmter Kanzelredner vor der *fine fleur* der Pariser Damenwelt gehalten hat. . . . „Da ist sie! . . . Geschmückt wie ein Heiligenschein und federumwallt wie ein Baldachin; herausfordernder als ein Quabe schreitet sie vorwärts, nur darauf bedacht, Aufsehen zu erregen. Sie durchschneidet die Menge, zieht die Stühle in den Wogen ihres Kleides mit sich, zwingt hundert Personen ihr Platz zu machen, ohne daß sie auch nur geruhte, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen; von Zeit zu Zeit dreht sie sich um, strahlend und glänzend wie ein rotirender Leuchthurm, um auch ja die gehörige Wirkung hervorzubringen, und nachdem sie drei Viertel der Kirche durchsucht, sich verschiedener von Anderen mit Beschlag belegter Stühle bemächtigt und den Einwendungen Derer, die sie umgeben, eine anmuthig lächelnde, distinguirte Taubheit entgegen gehalten hat — kommt sie endlich zum Sihen. Sie setzt sich nun auf ihrem Platze zurecht, glättet ihr Gefieder, wie sie dies mit vielem Selbstgefallen in

ihrem Salon thun würde; sie brüstet sich fromm und andächtig; sie ist glücklich, denn sie wird den Ruhm kosten sagen zu können, sie sei in der ersten Loge gewesen, um die Worte des Redners Gottes zu hören.“ Am folgenden Sonntage wohnten der Predigt dieses Geistlichen beinahe nur Männer bei, aber nicht lange dauerte es, so fanden sich auch die Zuhörerinnen wieder ein, denn es ist einmal Mode, den groben Vater zu hören, er ist eine Art Lion, ein Held des Tages, und so muß man sich selbst seine heißendsten Bemerkungen gefallen lassen. §.

(Ein trefflicher Vote.) Wie vortheilhaft es ist, einen Offizierburschen zu Commissionen benützen zu können, zeigt deutlich das Beispiel eines jungen Offiziers in Hannover. Derselbe war von einer Dame seiner Bekanntschaft zum Diner geladen worden und sagte zu, wurde aber am anderen Tage wider Erwarten zur Wache commandirt. Da er nun auf diese Weise von der Einladung keinen Gebrauch machen konnte, trug er seinem Burschen auf, zu Frau von N. zu gehen und ihn zu entschuldigen, daß er wegen plötzlich eingetretener Dienstverhältnisse nicht die Ehre haben könnte beim Diner zu erscheinen. Er fügte dabei noch die Bemerkung hinzu: „Du kannst mir dann gleich das Essen mitbringen.“ Das ehrliche hannoversche Landeskind erfüllte hierauf pünktlich die Wünsche seines Herrn. Er ging zu der Dame und richtete folgendermaßen seinen Auftrag aus: „Mein Herr, der Herr Lieutenant, läßt sich der gnädigen Frau empfehlen und bedauert recht sehr, da er grade die Wache habe, nicht zum Mittagessen kommen zu können; ich sollte dieses aber mitbringen.“ Die Dame war zwar etwas erschaut, erfüllte jedoch den Wunsch des Burschen. Sie läßt einen Korb voll der ausgefechtesten Speisen packen, dem sie zwei Flaschen Wein beifügt und händigt dies Alles dem Bedienten ein, der die kostbare Last sogleich seinem Herrn überbringt. Der Lieutenant, in der Meinung, das Essen komme aus seinem gewöhnlichen Speisehaus, macht sich sofort wohlgenuth an das Werk; indessen bemerkt er bald, daß ein so feines Diner nicht von seinem Mittagstisch kommen könne. Er ruft deshalb den Burschen und fragt: „Sag' mir nur, wo in aller Welt hast Du denn das Essen her?“ „I, Herr Lieutenant,“ antwortet die treue Haut, „von der gnädigen Frau v. N. Sie sagten mir ja, ich sollte das Essen mitbringen.“ — „Kerl, Du bist verrückt! Was hast Du da gemacht?“ ruft der entsetzte Offizier; „wie wollen wir das wieder in's Gleis bringen? Doch halt, ich hab's! Da, nimm die zwei Thaler, gehe zum Hof-Conditor Robby, kaufe dafür eine Eistorte und bringe dieselbe in meinem Namen der gnädigen Frau.“

Der Bursche erfüllt auch diesen neuen Auftrag; er kauft die Torte und überbringt dieselbe der Dame. Frau v. N. bedankt sich dafür und giebt dem Diener einen Thaler Trinkgeld. „Nein,“ sagt aber der Bursche, „das geht so nicht, das ist nicht genug, die Torte kostet zwei Thaler.“ Lachend überreicht ihm die Dame auch den zweiten „Segen des Harzes“ und triumphirend deponirt der treue Haushalter seinem Herrn die wiedererrungenen zwei Thaler, wofür er indessen schlechten Dank erntete. Sobald die Ablösung kam, eilte der Lieutenant, so schnell er

konnte, um in eigener Person die verschiedenen Mißverständnisse aufzuklären.

(Der Hochzeitskuchen auf Schloß Windsor.) Dieser Kuchen, den der Conditior der Königin im Schlosse Windsor für den Prinzen von Wales und die Prinzessin Alexandra zu dem nach der Trauung stattfindenden Dejeuner geliefert hatte und welchen die Prinzessin eigenhändig zerschneiden mußte, war ein förmliches Kunstwerk, aber dabei ganz kolossal, denn er war fünf und einen halben Fuß hoch, an seiner Grundlage zwei und einen halben Fuß breit und wog über hundert Pfund. Der Kuchen war in Form eines gothischen Monuments, dessen Styl an den der früheren englischen Kreuze aus der Zeit der Eduarde erinnerte, dem ähnlich, welches noch in Waltham zum Andenken der Königin Eleanor zu sehen ist. Das Ganze bestand aus vier Theilen oder Etagen; die Grundlage bildete ein Achteck mit lauter gothischen Bogen und in zwei Nischen rechts und links prangte das englische und das dänische Wappen; darüber wieder Bogen, die mit Figuren besetzt waren, welche die Musen vorstellten. Von Raum zu Raum befanden sich Füllhörner mit Blumenbüscheln und an den Pfeilern hingen von oben bis unten Medaillons des Prinzen und der Prinzessin. Das Ganze wurde durch eine Gruppe von Amoretten, mit dem Liebesgott in der Mitte, gekrönt. Es war, wie man sieht, eine ziemlich schwierige Aufgabe, den Kuchen ordentlich zu zerlegen, doch die hohe Braut kam dadurch gar nicht in Verlegenheit — vielleicht hatte sie eine kleine Anweisung von Meister Constant Pagniez, dem Schöpfer dieses Kunstwerkes, erhalten. Sie öffnete die Nischen mit den Wappenschildern, die gleich zwei Thüren aufgingen und den ganzen Auffag mit aus einander nahmen, nahm dann lächelnd ein Messer zur Hand und zertheilte mit kräftigem Schnitt die Grundlage, welche den eigentlichen Kuchen bildete. F.

(Eine merkwürdige Historie, wie man zu Reichthümern kommt.) Kürzlich feierte in . . . ein bedeutender Gelehrter, Dr. Wilhelm S. seine Hochzeit mit der einzigen Tochter eines reichen Bankiers, Fräulein Gertraud S. und die Geschichte der beiderseitigen Mitgift der beiden Neuvermählten ist interessant und ungewöhnlich genug, um das Erzählen werth zu sein.

Der Großvater mütterlicherseits von Fräulein Gertraud hieß Johann Maria und war ein vielgeplagter und schlechtbezahlter Dorfschullehrer in der Umgegend von Köln. Die einzige Herzensfreude des jungen Lehrers war Gretchen, die Tochter seines Nachbarn, des reichen Müllers; er liebte das hübsche Gretchen mit vollem Herzen und ein flüchtiger Blick aus ihren freundlichen Augen dünkte ihm die lieblichste Erfrischung nach einem Tage voll Mühe und Aerger. Gretchen war auch gar nicht unempfindlich für die Seufzer und schmach tenden Verse, welche der junge Schulmeister oft genug an sie richtete, aber ach, ihr Vater, der Müller, hatte nichts als Grobheit und Hohn zur Entgegnung für Johann Maria's Bergheimnichtssträußchen und Gedichte, so gelungen auch die Verse sein mochten.

An einem stürmischen kalten Winterabende saß der arme Johann Maria traurig an seinem Ofen, in dem ein spärliches Feuer brannte und träumte von dem blonden Gretchen, als plötz-

lich starr an die Thür geklopft wurde und ein in einen Mantel gehüllter Mann eintrat, der sich ohne weitere Umstände an dem Ofen gegenüber dem Schullehrer niederließ und ihn anredete: „Warum schreiben Sie sich immer nur mit Ihrem Vornamen Johann Maria?“ — „Weil es mir so gefällt,“ entgegnete ärgerlich der Schulmeister, der verdrießlich war über eine solche Frage und die Störung seiner sentimentalischen Gedanken.

— „Ich weiß es wohl; es geschieht, weil Ihr Vater starb, nachdem er bankrott geworden war, wenn auch die Verhältnisse mehr Schuld an diesem Unglück hatten als er selbst.“

„Wie kann das Sie aber interessiren?“

„Ich komme, Ihnen die Wiederherstellung des guten Namens Ihres Vaters anzubieten; seine Gläubiger sollen vollkommen befriedigt werden.“

„Sie, mein Herr?“

„Uebrigens sollen Sie fünf Jahre lang eine Rente von 300 Thalern und nach Ablauf der fünf Jahre das Kapital dieser Rente ausgezahlt erhalten.“

„Und was verlangen Sie von mir gegen das Anerbieten solcher Summen?“ rief Johann Maria, der nicht wußte, ob er träumte oder ob der Teufel mit ihm um seine Seele handeln wolle.

„Sie werden sich sofort verheirathen.“

„Lieber unglücklich, lieber todt sein, als Gretchen untreu werden!“

„Nun gut, so heirathen Sie Gretchen, aber spätestens binnen vierzehn Tagen; dazu geben Sie mir das Versprechen, daß alle Ihre männlichen Nachkommen denselben Taufnamen wie Sie, Johann Maria, erhalten sollen. Wann soll die Hochzeit stattfinden?“

„Ihr Vater will mir sie aber nicht geben.“

„Wer ist ihr Vater?“

„Ein reicher Müller hier im Dorfe.“

„Er wird sie Ihnen schon geben, wenn Sie soviel Geld haben werden.“

„Was haben Sie denn sonst noch für Bedingungen?“

„Sie müssen alle Tage sechs Stunden dazu benützen, Ihre Namensunterschrift unter die Papiere zu setzen, welche ich Ihnen vorlegen werde.“

„Und was wollen Sie mit diesen Unterschriften machen?“

„Nichts, was Ihnen Schaden bringen könnte, aber ich kann es Ihnen erst mittheilen, wenn Sie diesen Contract unterschrieben haben werden.“

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch eines Wagens, der vor dem Häuschen stillhielt. Ein zweiter Unbekannter sprang heraus, stürzte in das Zimmer und rief: „Gott gebe, daß ich für Sie und für mich noch zur rechten Zeit ankomme! Was bietet Ihnen dieser Mensch?“

„Dreihundert Thaler jährlich.“

„Ich gebe Ihnen sechshundert.“ — „Und ich neunhundert.“ — „Ich fünfzehnhundert.“ — „Und ich zweitausend.“ — „Und ich dreitausend.“

Der Andere raufte sich die Haare vor Verzweiflung und

rief: „Sie sollen jetzt gleich das Kapital der Rente von dreitausend Thalern bekommen!“

„Hier ist es, und noch tausend Thaler Zuschlag dazu,“ erwiderte aber der Zweite, indem er aus seiner Tasche ein Portefeuille voll Banknoten zog. „Ich bezahle Sie gleich baar, aber jener ist nicht reich genug dazu.“

„Aber was stellen Sie mir denn für Bedingungen?“

„Dieselben wie mein Concurrent: daß Sie sofort heirathen, daß Ihre männlichen Nachkommen alle Johann Maria genannt werden und daß Sie sechs Stunden täglich eigenhändig Ihren Namen unterschreiben.“

„Was wollen Sie mit diesen Unterschriften anfangen?“

„Unterschreiben Sie erst diesen Vertrag, eher kann ich Ihnen ein so wichtiges Geheimniß nicht enthüllen.“

Nachdem dies geschehen, begann der Fremde: „Sie müssen wissen, daß Sie der letzte männliche Sproß der Familie Farina sind oder doch der einzige, der noch diesen Namen nebst dem Vornamen Johann Maria trägt. Diese beiden Namen, von Ihrer eignen Hand unter die Etiquetten geschrieben, welche an die Fläschchen mit Eau de Cologne kommen, deren Erfinder Ihr Urgroßvater, der berühmte Chemiker Johann Maria Farina war, dessen Recept ich besitze; diese Namen, wenn sie mit allen Buchstaben auf meinen Flaschen paradiiren, stempeln alle andern Nachahmer zu Fälschern und sie müssen entweder mein Eigenthumsrecht unangetastet lassen und sich nicht für Nachfolger Johann Maria Farina's ausgeben oder ich belange sie gerichtlich.“

Johann Maria unterschrieb den Vertrag, hielt am andern Tage um Gretchen's Hand an und erhielt dieselbe bei dem Nachweis seines schönen Vermögens ohne Schwierigkeit; er heirathete, verbrachte dann dem Contract gemäß täglich sechs Stunden mit dem Unterzeichnen seines Namens, was ihn indessen nicht verhinderte, nebenbei durch glückliche Speculationen sein Vermögen zu verdreifachen und starb endlich hochbetagt, indem er eine einzige Tochter, die Mutter Fräulein Gertraud's hinterließ.

Was ihren Gatten, den Dr. Wilhelm S. anbelangt, so nährte sich derselbe früher ziemlich kümmerlich von einem kleinen Posten, den er in Leipzig besaß, doch kam auch er zu einem ganz anständigen Vermögen, und zwar auf so abenteuerliche Weise, daß wir die Erzählung, obwohl sie uns aus höchst glaubwürdiger Quelle gekommen, doch nicht gradezu verbürgen wollen. Seine Liebhaberei bestand im Sammeln von Insekten aller Art und als er eines Tages von einer solchen entomologischen Jagd nach seiner kleinen Vorstadtwohnung heimkehrte, fand er auf der Thürschwelle des Hauses einen jungen Mann ehnmächtig dalehnen, dessen Hände einen Ledersack krampfhaft umschlossen hielten, der an einem Riemen auf seinem Rücken hing. Wilhelm war eine mitleidige Seele, er hob den Kranken auf, trug ihn in sein Stübchen, legte ihn dort auf sein Bett und bemühte sich so lange um ihn, bis er ihn wieder zum Bewußtsein gebracht hatte.

Dann erzählte ihm der junge Mann, nachdem er sich eini-

germaßen gestärkt, daß er ein polnischer Student gewesen, vor sieben Jahren jedoch seiner politischen Meinungen halber nach Sibirien verbannt worden sei. Nach fünf Jahren unmöglichen Leidens und Elends, war es ihm mit tausend Gefahren gelungen, aus Tomsk zu entfliehen und endlich nach Nischnei-Nowgorod zu gelangen, wo eben Messe war, so daß er sich in dem Gedränge verbergen konnte; darauf hatte er unter verschiedenen Verkleidungen Moskau, Smolensk, Warschau und dann Deutschland erreicht und in Leipzig hoffte er nun sich bedeutende Mittel zu verschaffen und so das Ende seiner Drangsale zu erreichen. „Aber ach,“ fügte er hinzu, „meine Kräfte sind nun auch erschöpft und ich fühle wohl, daß es zu Ende mit mir geht. Ich danke Ihnen, der Sie durch Ihre Barmherzigkeit meine letzte Stunde verfrist haben. Gott wird es Ihnen lohnen und ich kann Ihnen, da ich keine Verwandten besitze, alle meine Habe hinterlassen, die in meinem Sack enthalten ist.“ Darauf drückte er die Hand seines Gastfreundes und verchied.

Der gute Doctor hielt die letzten Worte des Todten für eine bloße Fieberphantase, ließ denselben aus seinen eignen Mitteln anständig begraben und warf den Sack in eine Ecke, denn er enthielt nichts als kleine braune Fellchen ohne Kopf oder Pfoten, woraus er die Thiergattung hätte errathen können. Als aber die Messe kam und der junge Gelehrte einmal recht nothwendig Geld brauchte, fiel es ihm ein, den Sack mit den Fellchen zu einem Pelzwaarenhändler zu schaffen, den er kannte und diesen über den Werth derselben zu befragen. „Sagen Sie mir doch, was ist denn das für Zeug?“ fragte er. — „Zeug! Wie leichtfertig Sie sprechen. Das sind wundervolle echte Zobelselle, die fast gar nicht durch den Druck der Riemen gelitten haben, mit denen sie zu Dutzenden zusammengebunden sind. Ich habe selten so bunte und feine Zobelpelzchen gesehn.“ — „Aber haben sie denn irgend einen Werth?“ — „Ich kaufe sie Ihnen alle ab und gebe Ihnen Stück für Stück 80 Thaler.“ „Aber es sind 500 Stück.“ — „Ich wollte, es wären deren tausend.“ Dr. S. überließ seinem Freunde die Felle und erhielt dafür das hübsche Stämmchen von 40,000 Thalern. Der Händler verkaufte die ganze Partie im Laufe der Messe mit bedeutendem Profit.

Viele Leute erzählten, der für sein Mitleid so reich belohnte Gelehrte habe in dem Sack auch noch eine beträchtliche Anzahl kostbarer Steine gefunden, aber dies wollen wir dahin gestellt sein lassen; kurz und gut, unser Insektensammler war nun vermögend genug, um seiner Liebhaberei fröhnen zu können. Als er auch einmal wegen irgend einer absonderlichen Art Käfer, die nur um . . . zu finden sein sollen, dort seinen Aufenthalt nahm, machte er die Bekanntschaft des ebenso liebenswürdigen als reichen Fräuleins Gertraud S., verliebte sich in sie und war so glücklich, sie zur Frau zu bekommen. Er sprach sich lächelnd gegen seine Freunde dahin aus: „zwei auf so seltsame Weise erworbene Vermögen waren jedenfalls im Voraus bestimmt, sich zu vereinigen.“

F.